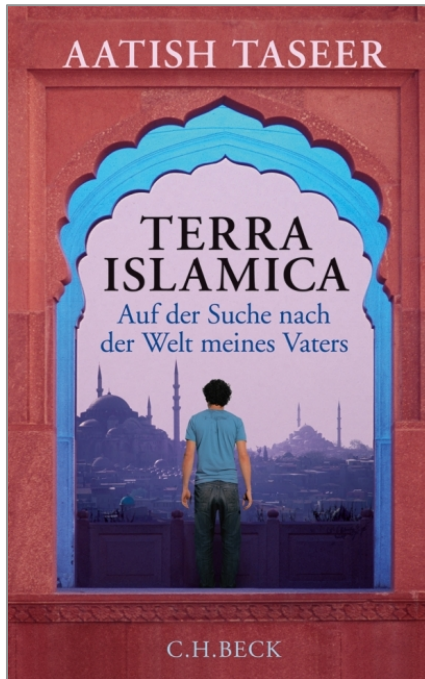


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Aatish Taseer**  
**Terra Islamica**

Auf der Suche nach der Welt meines  
Vaters

Aus dem Englischen von Rita Seuß  
365 Seiten, In Leinen  
ISBN: 978-3-406-59822-7



*Das Spiel mit  
den Nummernschildern*

Originaldokument  
© Verlag C.H.Beck

Mein frühestes Gefühl dafür, Muslim zu sein, bleibt aufs engste verbunden mit der Erinnerung an die Abwesenheit meines Vaters. Man könnte geradezu sagen, es war eine Zwillingsgeburt, indem das eine ins andere überging.

Es war im Hochsommer im Haus meiner Tante, einem Bungalow auf einer breiten, von Niembäumen gesäumten Straße im modernen Stadtteil Lutyens Delhi. Die Früchte dieser Bäume, dicke, grüne Beeren, lagen überall: auf dem ausgedehnten Rasen vor dem Haus und auf den langen, flachen Stufen, die zu der säulengeschmückten Veranda hinaufführten. Und auf dem Rücken schwarzer Riesenameisen wanderten sie sogar bis ins Innere des Hauses.

Ich war fünf, vielleicht sechs Jahre alt. Meine Mutter war Journalistin und oft beruflich unterwegs. Dann brachte sie mich ins Haus meiner Verwandten, wo ich gelegentlich auch übernachtete. Meine Tante hatte den Erben einer reichen Sikh-Familie geheiratet, und das Haus war immer voll mit seinen Nichten und Neffen, die ähnlich große Anwesen auf ähnlich breiten Straßen mit Niembäumen und Riesenameisen bewohnten. Ich dagegen lebte mit meiner Mutter, einer anderen Tante und meinen Großeltern in einem kleinen Haus mehrere Kreuzungen entfernt hinter einer Straßenüberführung, die das Delhi der weißen Bungalows und der Niembäume von den Wohnsiedlungen trennte, die erst nach der Unabhängigkeit entstanden waren.

Ich hatte keine Geschwister, daher war es meiner Mutter wichtig, mich mit anderen Kindern zusammen zu wissen, nicht immer nur mit meinen wenig unternehmungslustigen Großeltern. Aber ich ging nicht gern dorthin und wäre viel lieber zu Hause geblieben. Wenn ich aus meinem kleinen, ereignislosen Haus in dieses weitläufige Anwesen kam, fühlte ich mich wie ein Gast mit leeren Händen. Anders als meine Cousins hatte ich kaum Gelegenheit, mir Spiele auszudenken, schon gar keine für so viele Kinder. Immer schien ich zu spät zu kommen. Oder ich platzte mitten in ein Spiel hinein und war dann hoffnungslos im Hintertreffen.

Eines Morgens fand ich bei meiner Ankunft meine Cousins und die Cousins meiner Cousins mit Stiften und Notizheften vor, die sie von ihren Vätern bekommen hatten. Sie sollten sich die Nummern der vorbeifahrenden Autos notieren. Wer am Ende des Tages die meisten Autonummern in seinem Heft hatte, sollte mit einem Preis belohnt werden. Als ich eintraf, war das Spiel schon in vollem Gang. Das zwei Hektar große Anwesen war ringsum von Hauptstraßen umgeben, und meine Cousins hatten längst Posten bezogen, um die vorbeifahrenden Autos zu beobachten. Es war niemand da, den ich um ein Notizheft hätte bitten können, aber eigentlich war ich ganz froh, nicht mitspielen zu müssen, und erleichtert, dass niemand mich vermisste. Ich hatte mich gerade auf einen Kolonialstuhl im Säulenvorbau des Hauses gesetzt, als mich meine Tante entdeckte, die in diesem Moment mit ihrer Haushaltsrechnung fertig war.

Sie war wütend, dass ihr einziger Neffe, der Sohn ihrer geliebten Schwester, vom Spiel ausgeschlossen blieb. Ich versuchte ihr zu erklären, dass niemand Schuld hatte, dass ich einfach nur zu spät gekommen war. Aber sie glaubte in meinem Verhalten nur die guten Manieren ihrer Familie zu erkennen, und das erzürnte sie noch mehr. Sie rief zwei Bedienstete herbei und wies sie an, meine sämtlichen Cousins aus den verschiedenen Ecken des Anwesens zusammenzutrommeln. Ich wollte im Boden versinken, als ich das hörte, und bat meine Tante noch einmal, zu meinen eigenen Be-

dingungen mitspielen zu dürfen. Aber die Bediensteten waren schon unterwegs, und auch meine Tante lief los, um mir ein Notizheft zu holen.

Binnen kurzer Zeit hatten sich fast ein Dutzend Träger bunter Turbane auf der vorderen Veranda versammelt, den Blick fragend auf mich gerichtet. Ich murmelte irgendetwas und versuchte, selber ohne Turban, ein wenig unterzutauchen, indem ich die Cousins neben mir in ein Gespräch verwickelte. Doch sie waren verärgert, weil man ihr Spiel unterbrochen hatte, und konnten von nichts anderem sprechen.

Minuten später kam meine Tante mit einem Notizheft zurück, das sie mir aushändigte. Sie habe, erklärte sie, keines in der Art finden können, wie meine Cousins eines hatten, aber sie meinte, das hier wäre genauso gut. Es war sehr viel länger und schmaler, und als ich es aufschlug, sah ich, dass es das Rechnungsbuch war, aus dem sie die beschriebenen Seiten herausgerissen hatte.

Sie nahm ihre Kinder, meine Cousins ersten Grades, beiseite und schimpfte sie vor aller Augen und Ohren dafür aus, dass sie mich nicht hatten mitspielen lassen. Dann wandte sie sich an die ganze Gruppe und meinte, da ich so spät dazugestoßen sei, könne ich die verlorene Zeit unmöglich aufholen. Und um diese Lücke zu schließen, müsse ein Ausgleich geschaffen werden. Jeder sollte mir zwanzig Autonummern von seiner Liste geben, bevor sie weiter spielten. Leises Grummeln und «Unfair!-Rufe waren zu hören, als sie sich zähneknirschend fügten und mir zwanzig exklusive Autonummern gaben. Wie ein lustloser Steuereinnahmer saß ich auf den flachen Treppenstufen und empfing meine Cousins, allesamt älter und größer als ich, jeder mit einem Turban auf dem Kopf. Meine Zerknirschung muss ihnen als Undankbarkeit erschienen sein, die sie noch mehr erboste. Als fast drei lange schmale Seiten meines Heftes voll waren, verschwanden sie. Darauf bedacht, mich nicht noch einmal von meiner Tante erwischen zu lassen, lief ich hinter ihnen her und suchte mir einen Platz, von dem aus ich den Verkehr beobachten konnte.

So verbrachte ich, der ich schon früh eine Abneigung gegenüber Wettkampfspielen entwickelt hatte, den längsten Tag meines Lebens. Autos der Marken Fiat und Ambassador zuckelten die breiten Boulevards entlang. Die vom Teer aufsteigende flirrende Hitze machte es nahezu unmöglich, die schwarzweißen Nummernschilder zu entziffern. Vom Dach des Hauses aus konnte ich die Palmen um den Swimmingpool des Imperial Hotel sehen, dessen Anmutung von Feuchtigkeit alles nur noch ausgedörrter erscheinen ließ. Abgase, Staub und Hitze steigerten mein Gefühl der Austrocknung und Übelkeit. Der Tag zerfiel zu einem unerträglichen Fieber voll öder Langeweile. Sofern meine Cousins die Monotonie dieses Spiels überhaupt wahrnahmen, ließen sie sich nichts davon anmerken. Sie rannten von einem Ausguck zum anderen, kreischend vor Aufregung, wenn sie ein blauweißes Diplomatenkennzeichen entdeckt hatten, das, wie die neu auf den Markt gekommenen Suzukis, eine höhere Punktzahl einbrachte.

Für das Mittagessen wurde das Spiel unterbrochen, wenngleich Nummernschilder auch hier das einzige Gesprächsthema blieben. Diplomatenautos waren häufiger zu sichten als Suzukis, aber seltener als weiße VIP-Kennzeichen. Das Auto eines Botschafters war natürlich eine absolute Seltenheit und sollte deshalb die höchste Punktzahl erhalten. Einer meiner Cousins behauptete, das Nummernschild 15 CD 1, also den Wagen des britischen Hochkommissars, gesichtet zu haben, wurde aber der Lüge bezichtigt. Aus den Gesprächen konnte ich schließen, dass der Vorsprung, den man mir gewährt hatte, ungerecht war. Trotz meiner Langsamkeit lag ich weit in Führung. Den anderen schien dies nicht entgangen zu sein, denn sie bezogen mich nicht in ihre Unterhaltung ein.

Als sie an ihre Plätze zurückkehrten, war ich entschlossen, mir noch weniger Autonummern zu notieren. Ich wusste, es würde eine weitere Demütigung bedeuten, wenn am Ende ich den Preis gewann. Im Laufe des Nachmittags machte ich nur noch einen einzigen Eintrag. Trotz der weißglühenden Hitze blieb der Fanatismus meiner Cousins ungebrochen. In den schlimmsten Stunden ver-

spürte ich nichts von der Aufregung des Wettkampfs, sondern nur die Angst zu siegen. Erst gegen Abend, als der Verkehr die Straßen füllte wie Wasser aus einer geöffneten Schleuse, wusste ich, dass ich nicht mehr vorn lag. Es wurde kühler, der Himmel gewann seine Farbe zurück, und Vögel und Insekten, bis dahin von der Hitze wie gelähmt, regten sich wieder. Die quälende, flirrende Tagesglut schwebte nur noch als eine kompakte Schicht knapp über dem Boden und sog die Rosa- und Blautöne aus ihrer Umgebung.

Gegen sechs, kurz bevor meine Mutter kam und mich abholte, riefen die Kindermädchen alle zu einem Glas Milch herein. Milch zu trinken galt im Haus meiner Tante als das Geheimnis, um groß und stark zu werden. Dieses Ziel vor Augen, tranken meine Cousins Unmengen davon, mit rasender Geschwindigkeit und um die Wette. Jedes Kindermädchen hatte den Milchbecher ihres Schützlings mitgebracht, als wäre er Teil einer Sportausrüstung.

Ich hatte nichts gegen Milch, aber die Mengen, die im Haus meiner Tante getrunken wurden, war ich nicht gewohnt. Auch hatte ich keinen eigenen Becher mitgebracht und hoffte, durch ein bisschen Herumtrödeln mit meiner Mutter aufbrechen zu können, bevor die Punkte der Nummernschilder zusammengezählt wurden. Während also die anderen schon ins Haus zurückliefen, kletterte ich auf einen kleinen Erdhügel und dann weiter bis zur Gartenmauer. Ich öffnete den Reißverschluss meiner Hose und fing an zu pinkeln, konzentriert auf die kleine schaumige Pfütze, die sich vor mir am Boden bildete. Als ich aufschaute, entdeckte ich meinen Cousin ersten Grades, der sich gleichfalls erleichterte. Auch er hatte mich gesehen, und nachdem er eine Weile aufmerksam in meine Richtung gestarrt hatte, zeigte sich auf seinem Gesicht ein Ausdruck blanken Entsetzens. Ich drehte mich um, um zu sehen, was ihn dermaßen erschreckt hatte, und machte den Mund auf, um etwas zu sagen, aber er wandte sich ab und murmelte nur irgendetwas vor sich hin. Nachdem er noch ein paar Tropfen herausgepresst hatte, zog er den Reißverschluss seiner Hose hoch, rannte davon, den Erdhügel hinunter in den Garten, und rief: *«Aatish ka susu nanga hai.»*

Er hatte seine Worte gut gewählt, und ich empfand ihre Peinlichkeit, noch bevor ich ihren Sinn erfassen konnte. *Nanga* bedeutet nackt. Dieses Wort benutzten die Kindermädchen, um den Kindern Schamgefühl einzufflößen, wenn sie unbedeckt im Haus herumliefen, und es kam auch in kleinen Liedchen vor, die ihre Wirkung gleichfalls nicht verfehlten. *Susu* war der Penis eines kleinen Jungen. Und obwohl ich jedes Wort verstand, das mein Cousin verwendete, blieb mir der Sinn des Satzes verschlossen. Warum hatte er gesagt, mein Penis sei nackt?

Ich machte den Reißverschluss meiner Hose zu und lief meinem Cousin nach, um dahinterzukommen, was er gemeint hatte, noch bevor die anderen es erfahren konnten. Als ich die Rasenfläche erreicht hatte, sagte er es schon meinen anderen Cousins, die sich vor Lachen bogen, prusteten und schnaubten. Zwar wussten auch sie nicht genau, was es bedeutete, aber die Kindermädchen kreischten vor Belustigung.

Der Tumult war so groß, dass die Erwachsenen neugierig auf die Veranda traten. Und wieder rief mein Cousin: «*Aatish ka susu nanga hai.*» Da alle Erwachsenen, auch meine Tante, lachten, lachte jetzt auch ich, sogar lauter als alle. Diejenigen meiner Cousins, die zuvor eher verstört als belustigt gewesen waren, lachten jetzt ebenfalls. Für Erklärungen war es zu spät, und ich beschloss, meine Mutter zu fragen, was die Kindermädchen mit meinem «Pimmel ohne Hut» gemeint hatten, sobald ich mit ihr allein war. Zum Glück war durch den Zwischenfall auch das Spiel mit den Nummernschildern vergessen, und als meine Mutter kam, drängte ich sie erfolgreich zum baldigen Aufbruch.

Im Auto, während meine Mutter Verkehrsrondell um Verkehrsrondell umrundete wie in einem Spiel, bei dem man Punkte miteinander verbindet, grübelte ich über die Entdeckung des Tages nach. Zwar wusste ich jetzt den Unterschied zwischen meinem *susu* und dem meines Cousins zu benennen, aber der tiefere Sinn blieb mir unerklärlich.

Wie sich herausstellte, war die Wahrheit noch weit weniger

plausibel als alles, was ich mir hätte ausdenken können. Wenn zwischen meiner fehlenden Vorhaut und meinem abwesenden Vater irgendein Zusammenhang bestand, dann war er für mich nicht nachvollziehbar. Meine Mutter hatte zur Abwesenheit meines Vaters stets erklärt, er säße im Gefängnis, weil er gegen General Zias Militärdiktatur in Pakistan gekämpft hatte. Die fehlende Vorhaut hatte sie bisher noch nie erwähnt. Das Bild, das ich von meinem Vater hatte, war allzu diffus, und das Trauma jenes Tages zu schwer, als dass ich hätte begreifen können, dass er aus einem Land stammte, dessen Bewohnern die Vorhaut fehlte.

Es war etwas, das mit meinem Leben nur am Rande zu tun hatte und mich nicht weiter beunruhigte. Merkwürdigerweise hatte ich nicht das Gefühl, dass der Scherz auf meine Kosten ging. Die Sonne verschwand hinter Safdarjungs Grabmal, während unser kleines Auto mit meiner Mutter am Steuer die Grenzlinie der Straßenüberführung passierte. Diese Welt war mir viel zu vertraut, als dass sich mein Blick auf sie wegen eines *susu* ohne Hut hätte verändern können.



Ich wuchs auf im Gefühl, Muslim zu sein, aber es war ein schwaches Gefühl. Ich trug einen muslimisch klingenden Namen, war weder Hindu noch Sikh und zudem beschnitten. Mehr bedeutete es nicht. Meine Mutter hatte viele muslimische Freunde in Delhi, und wir trafen sie oft, besonders an den hohen muslimischen Feiertagen. Bei diesen Anlässen – wenn sie mir zum Beispiel die muslimischen Bräuche und Grußformeln beibrachten – spürte ich irgendwie, dass sie mich als einen der Ihren betrachteten. Aber in Delhi, das ohnehin stark von der muslimischen Kultur geprägt war, fiel es mir schwer, dieses Gefühl als eine Besonderheit wahrzunehmen, als etwas, das sich vom Lebensgefühl der übrigen – muslimischen wie nichtmuslimischen – Bewohner dieser Stadt



deutlich unterschied. Das eine Mal wurde es ausgelöst von bestimmten Speisen, ein andermal vom Klang der Poesie.

Auf dem indischen Subkontinent wird die Religion durch den Vater vererbt, daher war das Gefühl meiner religiösen Identität zwangsläufig mit dem der Abwesenheit meines Vaters verknüpft. Wenn im Laufe der Jahre dieser Zusammenhang in mein Bewusstsein trat, dann wie ein siamesisches Zwillingpaar, nicht in Form bestimmter Fragen. Von meiner Mutter wurde ich nicht religiös erzogen, doch meine Großmutter, selbst eine Sikh, erzählte mir Geschichten aus allen möglichen Religionen, die in Indien Wurzeln geschlagen hatten. Als Kind lernte ich so sämtliche großen Religionen des Subkontinents kennen. Im Alter von fünf, sechs Jahren war ich ein frommer Hindu, ich entzündete Räucherstäbchen, rezitierte Gebete und opferte den Göttern Ringelblumen. Shiva stand im Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit, bis ich He-Man entdeckte. Mit sieben oder acht war ich drauf und dran, mir die Haare wachsen zu lassen und Sikh zu werden, aber meine Mutter und meine Cousins, die sich von ihren Eltern das Recht erkämpft hatten, sich die Haare abzuschneiden, rieten mir ab. Trotz alledem verließ mich nie das diffuse Gefühl, das an jenem brütend heißen Tag von mir Besitz ergriffen hatte: ein Muslim zu sein.

Als ich zehn war, zog eine kuwaitische Familie auf der Flucht vor dem Golfkrieg in das Haus, in dem wir wohnten, und ihre drei Söhne wurden meine besten Freunde. Eines Abends, auf dem Bett ihres Vaters sitzend, kamen wir auf das Thema Religion zu sprechen. Ob aus tiefer innerer Überzeugung oder aus dem bloßen Wunsch dazuzugehören, jedenfalls sagte ich ihnen, dass auch ich Muslim sei. Ihr Vater schien überrascht und fragte mich, ob ich beschnitten sei. Dabei ließ er einen kurzen Pfiff hören und zwei Finger wie eine Schere zuschnappen, worauf wir alle loskicherten. Und wie damals ging auch jetzt die Frage meiner Beschneidung und meiner patrilinearen Verbindung zum Islam, für die diese Beschneidung stand, in Tumult und Gelächter unter.

Nur wenige Jahre später, als es überall in Indien zu Ausschrei-

tungen zwischen Hindus und Muslimen kam, als nationalistische Hindus durch Delhis Straßen zogen und den Männern die Hose herunterrissen, um zu sehen, ob sie beschnitten waren, gewann meine frühe Erinnerung an den Zusammenhang zwischen Beschneidung und väterlicher Religion plötzlich eine erwachsene Dimension. Doch inzwischen war mein Wunsch, zu wissen, wessen Sohn ich war, stärker als mein Interesse an der Religion, der ich angehörte. Auch sollte ich bald ein christliches Internat im Süden Indiens besuchen, was der fröhlichen Verwirrung, die nicht nur meinem Leben, sondern ganz Indien eigen ist, den letzten Farbtupfer hinzufügte. Erst als ich Mitte zwanzig war und weit entfernt von der Welt meiner indischen Kindheit lebte, forderte die Religion erneut meine Aufmerksamkeit.